



Verhaltensforschung

Stirbt der Mensch aus?

Pessimismus von Löbsack und Fromm Von Michael Globig

Theo Löbsack: Versuch und Irrtum. Der Mensch, ein Fehlschlag der Natur.

Bertelsmann-Verlag, München 1974, 320 Seiten, 29,50 DM

Erich Fromm: Anatomie der menschlichen Destruktivität.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1974, 472 Seiten, 38 DM

Noch vor etwa zehntausend Jahren jagte der Säbelzahniger auf dem nordamerikanischen Kontinent das schwerfällige, elefantenartige Mastodon. Als jedoch dieses pflanzenfressende Beutetier zu jener Zeit allmählich ausstarb, gelang es dem — durch seine weit herausragenden Eckzähne behinderten — Tiger nicht, sich auf eine weniger plumpe Jagdbeute umzustellen. Auch seine Todesstunde war deshalb nicht mehr fern.

Das furchterregende Gebiß des Säbeltigers, die riesigen, spiralförmig gewundenen Stoßzähne des Mammuts, das übergroße Geweih des eiszeitlichen Riesenhirschs — viele Tierformen am Ende einer Stammesreihe tragen extrem ausgebildete Organe. Offenbar erschweren solche überfunktionalen Extremitätenentwicklungen eine Anpassung an neue Lebensbedingungen derart, daß diese Tiere aussterben.

Auch der Mensch — so jedenfalls lautet die These des Wissenschaftsautors Theo Löbsack in seinem neuen Buch „Versuch und Irrtum“ — besitzt ein überentwickeltes Organ: das Gehirn. Da der Mensch im Gegensatz zu den Tieren keine Anpassungsfähigkeit an spezielle Umwelten besaß, war er gezwungen, die Lebensräume, für die er nicht geschaffen war, nach seinen Bedürfnissen zu verändern und sich selbst so auszurüsten, daß er überleben konnte. Diese Voraussetzungen mußten das Gehirn förmlich zur Aktion herausfordern.

Im Laufe der Jahrtausende nun entwickelte unser Großhirn — das zunächst als Ergebnis dieses Anpassungsprozesses entstanden war — eine unstillbare Neugier: „Es suchte, forschte und dachte nach, um die Fallgesetze und die Vererbungsregeln zu entdecken, die Stromlinienform herauszufinden und den Trick, mit dessen Hilfe man Atomkerne spalten kann. Es verwandte Zeit und Mühe auf die Beantwortung der Frage, woher die Energie und Materie komme und was nach dem Tod geschehe.“

Doch, so Löbsack, hätte es besser konkrete existentielle Probleme lösen sollen, statt sich in abstrakten Denkspielen zu ergehen und nach dem Sinn des Lebens zu fragen. „Bei all unserer geistigen Regsamkeit hätte es sich für ein ökologisches Verhalten der Menschen einsetzen und die Risiken einer ungezügelten Massenvermehrung rechtzeitig zu vermeiden lernen müssen.“

im Iran bei 19,3 Prozent (1960) und in Kuwait bei 11,4 Prozent (1969). Er ist also durchaus gesunken mit steigendem Bruttosozialprodukt, nur merkt man das nicht, wenn man — statt ein Land zu verfolgen — mehrere unterschiedliche Länder miteinander vergleicht. Die von Löbsack angenommene Unfähigkeit der Menschen, bevorstehende Weltkrisen abzuwehren, globale Probleme zu bewältigen und Kooperation statt Konfrontation zu suchen, ist vermutlich weniger eine Frage des genetischen Inventars als des unzureichenden Erkenntnis- und Ausbildungsstandes.

Der Autor aber argumentiert so, als ob die ganze Menschheit ein Gehirn besitze und dieses Organ unser aller Verhalten immer noch in einer Weise bestimme, die auf einer dünnbesiedelten Erde sinnvoll gewesen sein mag, nicht jedoch auf einer fast schon überbevölkerten. Daß die Gehirne der Löbsacks, Meadows, Mesarovics, Pestels (und wie die neuen Warner immer heißen) gerade diese These eines einheitlich reagierenden Großhirns widerlegen, will der Autor nicht wahrhaben — sein Pessimismus erlaubt keinen Hoffnungsschimmer.

Auch in dem Buch „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ des 74jährigen Psychoanalytikers und Sozialphilosophen Erich Fromm werden die Menschen der Gegenwart nicht eben positiv beurteilt. Doch glaubt der in Frankfurt ausgebildete und seit 1933 in den USA arbeitende Wissenschaftler immerhin, daß „Aggression und Destruktivität noch einmal eine nur minimale Rolle im Gewebe menschlicher Motivationen spielen können“. Und zwar in einer Gesellschaft, die andere sozioökonomische Bedingungen als die heutige aufweist, in der sich niemand mehr bedroht fühlen muß und in der die Entwicklung menschlicher Eigenaktivitäten und schöpferischer Kräfte als Selbstzweck begünstigt wird.

Fromm setzt sich in seinem Werk besonders mit den Aggressionsthesen des Österreicherers Konrad Lorenz sowie des Amerikaners Burrhus Frederic Skinner

auseinander und stellt ihnen eine eigene Theorie von den Ursprüngen der Aggressivitäten gegenüber. Bei Lorenz werden Aggressionen, Bluttaten und Grausamkeiten auf Entladungen einer angestauten Aggressionsenergie zurückgeführt. Für Tiere, so argumentiert Lorenz, besitzt der zugrundeliegende Aggressionstrieb eine arterhaltende Funktion, beim Menschen aber hat sich dieses böse Erbeil ins Groteske und Unzweckmäßige übersteigert: Die Aggression verwandelt sich aus einem hilfreichen, dem Überleben dienenden Trieb in eine Bedrohung. Für Skinner hingegen, dem Neobehavioristen, ist die Tat und nicht der Täter das Objekt wissenschaftlicher Beobachtungen. Der Verhaltensakt wird nach dieser Auffassung weder durch Triebe noch durch psychische Kräfte, sondern durch das soziale Milieu determiniert, er ist also als Reaktion auf bestimmte Umweltsituationen zu verstehen (und mit besseren Lebensbedingungen aus der Welt zu schaffen).

Beißender Spott

Beide Thesen lehnt Fromm — zum Teil mit beißendem Spott — ab. Den Lorenz-Anhängern beispielsweise schreibt er ins Stammbuch, daß der Mensch, sofern er nur die biologische Aggression seiner tierischen Vorfahren besäße, ein relativ friedliches Wesen sein müßte: „Wenn es unter den Schimpansen Psychologen gäbe, würden diese in der Aggression kaum ein beunruhigendes Problem sehen, über das sie Bücher schreiben sollten.“ Den „Skinneristen“ dagegen bescheinigt er, sie betrieben die „Psychologie des Opportunismus, der sich als wissenschaftlicher Humanismus aufteilt“.

Was hat Erich Fromm nun selbst diesen beiden theoretischen Aggressionsthesen entgegenzusetzen? Er differenziert den Begriff der Aggression, löst ihn in zwei Faktoren auf: einen biologisch in den Genen des Menschen vorgegebenen Anteil, der zur Verteidigung gegen die Bedrohung vitaler Interessen

des Menschen, seines Wachstums und seines Überlebens als Individuum und Art dient und eng mit dem Fluchttrieb verknüpft ist (erst in ausweglosen Situationen, in denen eine Flucht unmöglich ist, kommt die angeborene Aggression zur Geltung).

Der zweite Aggressionsfaktor: jener nichtangeborene Anteil mit den böartigen Formen Sadismus und Nekrophilie, der nur aus unserer gesellschaftlichen Entwicklung heraus zu verstehen ist: Ausbeutung und Manipulation erzeugen Langeweile und Trivialität, sie machen den Menschen zum psychischen Krüppel und damit auch zum Sadisten und Zerstörer. Der prähistorische Mensch, so Fromm, der als Jäger und Sammler in Sippenverbänden lebte, war durch ein Minimum an Destruktivität und ein Optimum an Bereitschaft zur Zusammenarbeit und zum Teilen mit anderen gekennzeichnet.

Erst mit wachsender Produktivität und Arbeitsteilung, mit der Bildung eines großen Überschusses und der Errichtung von Staaten mit Hierarchien und Eliten entstanden Destruktivität und Grausamkeit in großem Ausmaß. Da die Zerstörung technisiert wurde, fehlt heute meist die effektive Erkenntnis dessen, was man tut: Man zerstört nicht mehr, sondern bedient eine Maschine zu scheinbar vernünftigen Zwecken.

Der nekrophile, Tod und Verwesung liebende Mensch, den Fromm als Endprodukt dieser Entwicklung sieht, interessiert sich natürlich nicht für Leichen und Kot (obwohl auch solche Fälle als Krankheitsbilder immer häufiger auftauchen). Doch er wendet sein Interesse ab von den Menschen, von der Natur und den Ideen — kurz: von allem, was lebendig ist. Sexualität wird zur technischen Fertigkeit, Freude zum bloßen Vergnügen degradiert. Die Welt ist nichts anderes mehr als eine Summe lebloser Artefakte, ja, der Mensch selbst wird zum Bestandteil einer totalen Maschinerie. „Er hat keinen Plan, kein Lebensziel, außer, daß er das tut, wozu die Logik der Technik ihn veranlaßt.“



Irrtum Großhirn

Alles spricht nach Ansicht des Autors dafür, daß es jetzt zu spät ist. Der Versuch der Natur, mit dem Großhirnwesen Mensch einen auf lange Sicht erfolgreichen Erdbewohner zu schaffen, scheint gescheitert. Es war offenbar ein Irrtum. Der Fehlschlag Mensch, der seinem Gehirn auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist, wird von der Erde wieder verschwinden und mit ihm das Organ, dem er seinen Aufstieg, aber auch seinen Untergang verdankt.

Auf mehr als dreihundert Seiten versucht Theo Löbsack, Argumente für diese pessimistische Thesen zu sammeln. Doch seine Beispiele überzeugen selten, seine Beweisführung bleibt lückenhaft. Dazu einige Belege: Löbsack schreibt, der Mensch habe durch die Fortschritte der Medizin und durch den Luxus ethischer und moralischer Wertvorstellungen das arterhaltende Ausleseprinzip längst außer Kraft gesetzt. Auf der anderen Seite schildert der Autor aber auch, daß sich die vererbare Zuckerkrankheit zwar immer weiter ausbreite, doch bis zu siebzig Prozent aller Kinder von Diabetikerinnen vor oder bald nach der Geburt sterben. Was, so fragt man sich als Leser, ist denn nun nach Löbsacks Ansicht falsch: der zu starke oder der zu geringe medizinische Fortschritt?

Auch das explosive Bevölkerungswachstum gehört nach Löbsack zu den Problemen, mit denen die Menschheit vermutlich trotz häufig vorhandener Einsicht nicht fertig werden kann. Es sei dabei ein trügerischer Schluß anzunehmen, „man brauche etwa in den Entwicklungsländern nur solange zu warten, bis der Lebensstandard genügend angehoben worden sei, um alsbald eine Senkung der Geburtenziffern wie eine reife Frucht zu ernten, ohne daß es erst zu Massensterben durch Hunger und Seuchen kommen müsse“.

Dazu führt der Autor als Beispiel einige Entwicklungsländer an, die sichtbar machen sollen, daß mit dem Brutto-sozialprodukt (BSP) auch der jährliche Geburtenüberschuß steigt: Sierra Leone (BSP je Einwohner 157 Dollar) mit einem Geburtenüberschuß von 1,6 Prozent, Iran (392 Dollar) mit 3,0 Prozent und Kuwait (4850 Dollar) mit 9,8 Prozent (alle Bevölkerungsdaten stammen etwa von 1971). Löbsack vergißt aber hinzuzufügen, daß der Geburtenüberschuß in diesen Ländern vor einigen Jahren wesentlich höher lag, nämlich in Sierra Leone bei 3,3 Prozent (1957),